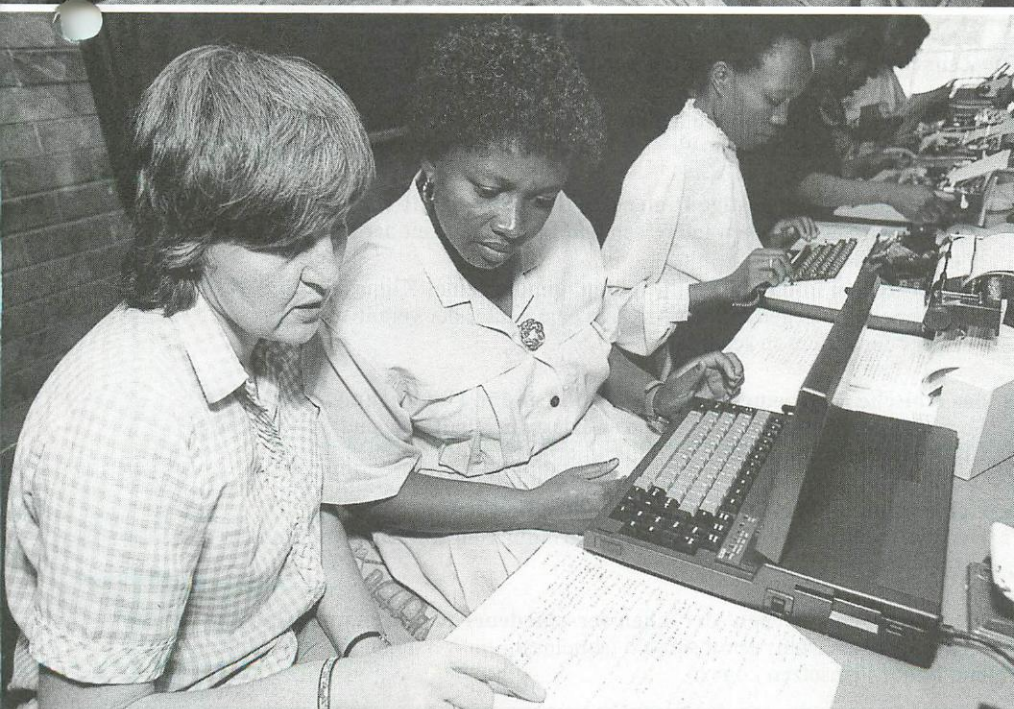
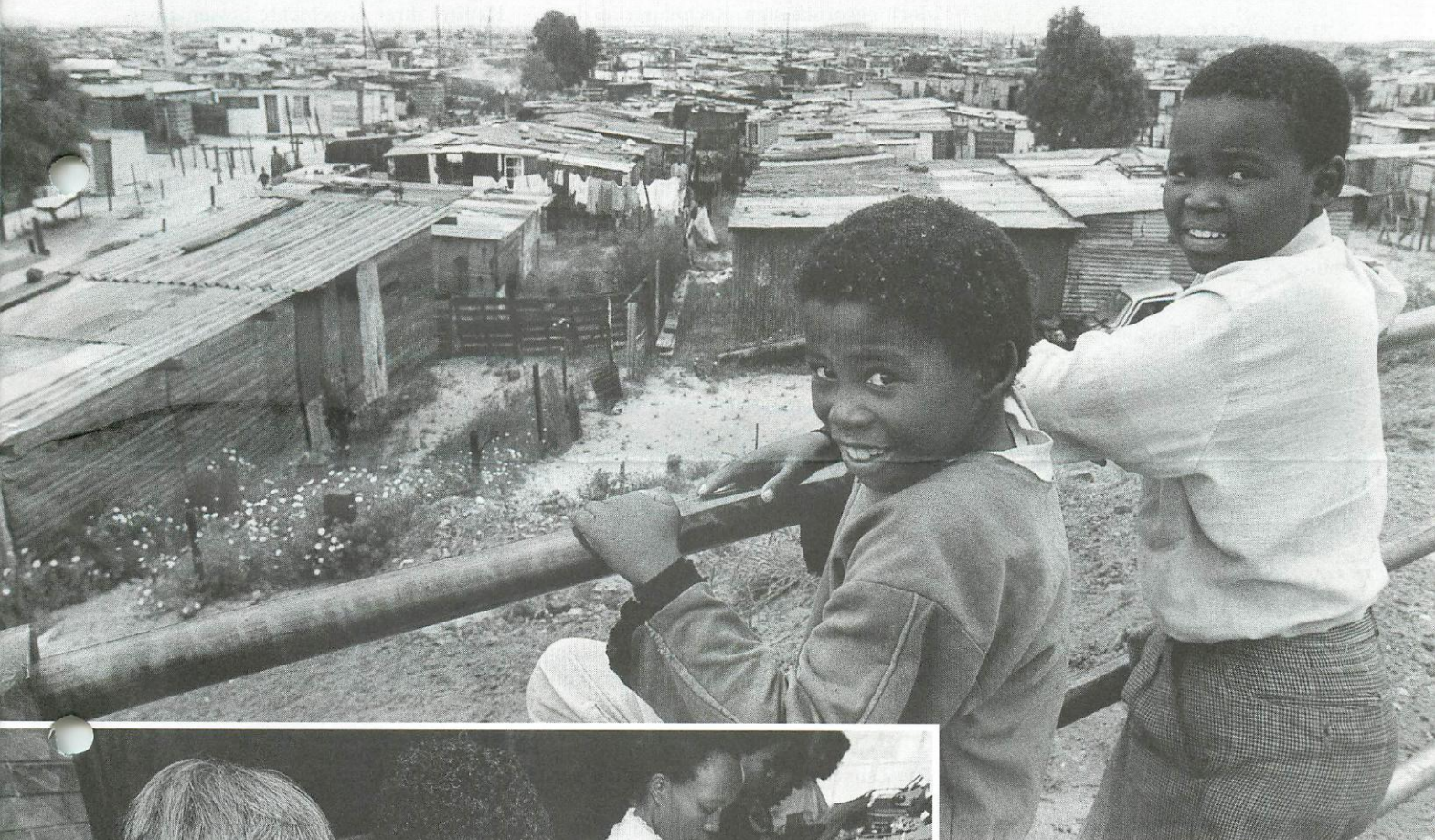


Südafrika,



*Zukunfts-
chancen dank
geheilter
Vergangenheit*

In dieser Ausgabe

SÜDAFRIKA:

Momentaufnahmen 3

Internationale Konferenz in Bloemfontein 4

Lilian Cingo und ihre «rollende Klinik» 6

ZUM NACHDENKEN:

Der Arzt John Lester zum Umgang mit Stress 8

AUS ALLER WELT:

Kambodscha: Buddhistisches Seminar 10

Junge GB-Gruppe in Berlin und Erfurt 11

Ungarn: Internationales Medientreffen 12

Gemischte Gefühle einer Japanerin 13

UNSER PORTRÄT:

Das Haus Hagar in Luzern 14

ZUM VORMERKEN:

Das Neuste vom Caux-Jubiläum 16

Liebe Leserin, lieber Leser

Seit Erscheinen unserer letzten Ausgabe hat vor dem Internationalen Kriegsverbrechertribunal in Den Haag das Verhör von Angeklagten aus Exjugoslawien begonnen. Dabei beschäftigt die Öffentlichkeit die Frage, ob die dort gesprochenen Rechtsurteile dem Neubeginn Bosniens wirklich dienlich seien. Während die einen an der Zuständigkeit eines exterritorialen Gerichts zweifeln, sind andere der Auffassung, dass Kriegsverbrechen geahndet werden müssen, wenn je der Weg zur Rechtsstaatlichkeit besritten werden soll. Dazu kommt, dass wir leider zum zweiten Mal im 20. Jahrhundert Stimmen hören, die sogar begangene Greuel als nicht geschehen oder, ungeachtet der Genfer Konventionen, als normal hinstellen wollen.

In Südafrika hat im April die Wahrheitskommission zur Untersuchung der Menschenrechtsverletzungen unter der Apartheid ihre Tätigkeit aufgenommen. Hier handelt es sich nicht um ein Gericht, sondern um eine andere Art der Vergangenheitsbewältigung. Opfer können in Anwesenheit der Medien ihre schmerzlichen Erlebnisse zu Protokoll geben. Umfassende Geständnisse von Tätern werden rechtlich nicht mehr geahndet; diese Personen sind amnestiert. Angehörige von Opfern haben kritisiert, die Wahrheits- und Ver-

söhnungskommission begünstige die Täter.

Wie auch immer, unzählige direkt Betroffene und viele aus nah und fern wünschen sich, dass für diese beiden Gegenden der Welt das neu begonnene Kapitel ihrer Geschichte besser aussehen möge.

Versuche eines Neuanfangs sind eng verknüpft mit der Fähigkeit, eine belastende Vergangenheit abzulegen. Der Autor Laurens van der Post, der im 2. Weltkrieg unter japanischer Kriegsgefangenschaft litt, kommt in seinem Werk *Die Nacht des Neuen Mondes* zu folgender Aussage: «Vergebung... ist mehr als religiöses Sentiment; sie ist ein Grundgesetz des menschlichen Geistes wie das Gesetz der Schwerkraft. Bricht man das Gesetz der Schwerkraft, so bricht man sich den Hals.»

In diesen auf Erfahrung beruhenden Worten wird die Eigenverantwortung mit den gesellschaftlichen Zukunftschancen verknüpft. Dieser Wechselwirkung sollten wir an institutionelle Lösungsversuche gewohnten Menschen mehr Beachtung schenken. Die Zukunft der Bewohner Bosniens und Südafrikas, eigentlich von uns allen, hängt davon ab, inwiefern wir zutiefst mitvollziehen, was gerechte Gesetze und gute Institutionen bloss teilweise bewirken können.

Christoph Spreng

CAUX-Information

Redaktion

Marianne Spreng-von Orelli, Verena Gautschi, Christoph Spreng

Administration und Redaktion

Postfach 4419, CH-6002 Luzern,
Telefon 041-311 22 13, Fax 311 22 14

Bestellungen für Deutschland nimmt entgegen

MRA Bücherdienst, Eggemann,
Uhlandstrasse 20, D-45964 Gladbeck

Abonnement

Schweiz: Fr. 32.-, Deutschland: DM 42.-,
übrige Länder: sFr. 37.-

Postcheckkonten

Schweiz: 60-27255-8, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern
Deutschland: 2032-751 Postbank Karlsruhe,
BLZ 660 100 75, CAUX-Information,
CH-6002 Luzern

Erscheinungsweise

zweimonatlich

Druck

Brunner AG, Druck-Informatik-Verlag,
6010 Kriens

Fotos

Archiv, Bräckle, Cameron-Johnson, Lancaster,
Rengfelt, Spreng, Peter Williams / WCC Photo

Karikaturen: Einar

Die Zeitschrift CAUX-Information berichtet über Initiativen, die

- ◆ **die Wunden der Geschichte heilen**, denen sonst immer neue Racheakte entspringen, besonders dort, wo sich Kulturen und Zivilisationen berühren.
- ◆ **die moralische und geistige Dimension der Demokratie stärken:** Dadurch wird egoistischen Interessen und Bestechlichkeit der Kampf angesagt.
- ◆ **dem Einzelnen und der Familie helfen**, inmitten eines Klimas der Selbstbezogenheit und gegenseitigen Anklage eine Kultur der verantwortlichen Fürsorge für andere zu schaffen.
- ◆ **das ethische Engagement im Berufsleben und in Unternehmen fördern:** So werden Arbeitsplätze geschaffen und das wirtschaftliche und ökologische Ungleichgewicht korrigiert.
- ◆ **Gemeinsinn und Hoffnung in den Städten beleben:** Dann werden auch die Ursachen der Diskriminierung aufgrund von Rassen- oder Gruppenzugehörigkeit angegangen.
- ◆ **Verbindungen zwischen Menschen verschiedener Kulturen und Glaubensrichtungen schaffen**, damit sie sich gemeinsam für Versöhnung, Gerechtigkeit und Frieden einsetzen können.

In Südafrika mitgehört

Sind zwei Köpfe besser?

Ex Africa semper aliquid novi (aus Afrika kommt stets etwas Neues), sagte ein Weiser aus vergangenen Zeiten. Und er hatte recht! Kürzlich erregte die Geburt einer zweiköpfigen Schlange im Tierpark von Durban grosses Aufsehen. Sollten doch eigentlich zwei Köpfe mehr Klarheit in den wesentlichen Absichten eines Geschöpfes herbeiführen können. «Aber nein,» sagte einer der Zoowärter, «jeder Kopf will seinen eigenen Weg gehen, und dies schafft dem Körper Probleme: Welchem Kopf soll er nun gehor-

bevorzugten TV-Serien weder auf demselben Kanal, noch zur selben Zeit. Ein wahres Chaos für Fernsehsüchtige – und die TV-Verantwortlichen hoffen auch, dass es das letzte Mal war. Aber für viele Afrikaans-Sprachige gab es eine echte Sorge. Bisher war die Sendezeit der grossen Anstalten paritätisch zwischen Englisch und Afrikaans aufgeteilt gewesen. Jetzt überwiegt Englisch, und Afrikaans muss sich die Zeit mit den andern neun Amtssprachen teilen.

Viele Weisse und Mischlinge fühlen sich vor den Kopf gestossen, denn Afri-

längst seinen ANC-Parteiausschuss beschwor, die Afrikaans-Sprachigen in den Streitkräften nicht zu entfremden; es wurde nämlich überlegt, ob dort zukünftig trotz der starken Tradition des Afrikaans nur noch Englisch gelten sollte.

Und wenn Madiba spricht, dann horchen die Leute. Es ist Mandela wie bisher keinem anderen Politiker gelungen, praktisch jedem Bewohner unter die Haut zu gehen. Als er im vergangenen September vor dem Weltcup-Final das Rugbyfeld betrat und dabei das Trikot mit der Nr. 6 des Mannschaftscaptains François Pienaar trug, brach ein Jubel im Stadion aus, wie man ihn in Südafrika noch nie gehört hatte. Damit war die Niederlage der All Blacks aus Neuseeland schon besiegelt. Mandela hat bloss eine Botschaft für die Sportler: «Denkt daran, ihr spielt nicht bloss für euch selbst, ihr spielt für ganz Südafrika.» Ein Zauberwort, und es wirkt jedesmal!

Basiswerte

Südafrikaner aller Rassen sind wertekonservativer, als ihre Führer es meinen. Zu diesem Schluss kommt eine Studie der Stellenbosch-Universität, welche die Bevölkerung über die fortschrittliche Haltung der Regierung in Fragen der Menschenrechte und der Moral befragte. Kürzlich wurde die Todesstrafe abgeschafft. Unwiederruflich, so die ANC-Führung. Die meisten Parteimitglieder hingegen sagen: «Führt sie wieder ein.» Das Parlament will die Abtreibung gesetzlich zulassen, die Mehrzahl der ANC-Basis hingegen sagt nein dazu.

Gemäss der Umfrage ist die Meinung der Anhänger anderer Parteien ebenso «konservativ». Der Politologe Hennie Kotze, Leiter dieser Studie, meint daher: «Es droht eine Auseinandersetzung über Wertvorstellungen, weil die liberale Einstellung der ANC-Meinungsmacher in Sozialfragen mit der öffentlichen Meinung nicht übereinstimmt.»

An der Spitze

Sieben junge Menschen beabsichtigen demnächst, auf andere Weise meinungsbildend zu wirken. Sie wollen als erste Südafrikaner den Mount Everest besteigen. Vom Gipfel aus hoffen sie via Satellit mit Präsident Mandela zu sprechen. Worüber? werden Sie sich fragen. – Natürlich über Südafrikas Platz an der Weltspitze. Wo sonst?



chen?» Trotz der Verwirrung scheint es der Schlange eine Woche nach ihrer Geburt noch gut zu gehen.

Wachablösung

An diesen Eindruck der Doppelspurigkeit gewöhnen sich die Südafrikaner allmählich, denn die Ablösung der alten Ordnung durch die neue verursacht unweigerlich Schmerzen. Seit Anfang Februar sendet das Südafrikanische Fernsehen in allen elf Sprachen. Dies rief, je nach Standpunkt, positive und negative Reaktionen hervor. Die einen fanden ihre

kaans nimmt nach Zulu den zweiten Platz in der Sprachbevölkerung ein. Andererseits scheint die schwarze Bevölkerung der neuen Sendeordnung eher gewogen zu sein. Ein Leserbrief in der Lokalzeitung von Soweto meinte: «Der neue Sprachenmix widerspiegelt die gesamte Gesellschaft Südafrikas viel besser.»

Madibas Zauberkunst

Präsident Mandela, heute von vielen zuneigungsvoll «Madiba» (sein Stammesname) genannt, bestätigte sein klares Engagement für Versöhnung, als er un-

Heilung der Vergangenheit in

In Bloemfontein, der Hauptstadt des Free State (früher Oranje Free State, das Herz des weissen Südafrika) fand während der Ostertage eine Konferenz statt, die dem Thema «Die Vergangenheit heilen – die Zukunft bauen» gewidmet war. Alle Schichten der südafrikanischen Gesellschaft waren vertreten, wie auch mehrere Länder von West-, Ost- und Zentralafrika.

Eine der Gastgeberinnen dieses Treffens war die Parlamentspräsidentin des Free State, Motlalepule Chabaku. Sie hatte in der Frühzeit des Kampfes gegen die Apartheid zu einer jener militanten schwarzen Gruppen gehört, die nicht gezögert hatten, schwarze politische Führer, die das Apartheid-System ohne Hass von innen her verändern wollten, umzubringen. Einer dieser Männer, P.Q. Vundla, der mit tiefen Messerwunden ins Krankenhaus eingeliefert wurde, gab von seinem Spitalbett aus bekannt, er werde seine Angreifer – unter anderen auch Frau Chabaku – nicht vor Gericht ziehen. Dies erschütterte zum ersten Mal ihre Über-

zeugung, dass Gewalt notwendig sei, und von dort legte sie in ihrem Denken einen weiten Weg zurück, der sie schliesslich zu einem soliden Glauben und auch zu ihrer heutigen Position im politischen Leben Südafrikas führte.

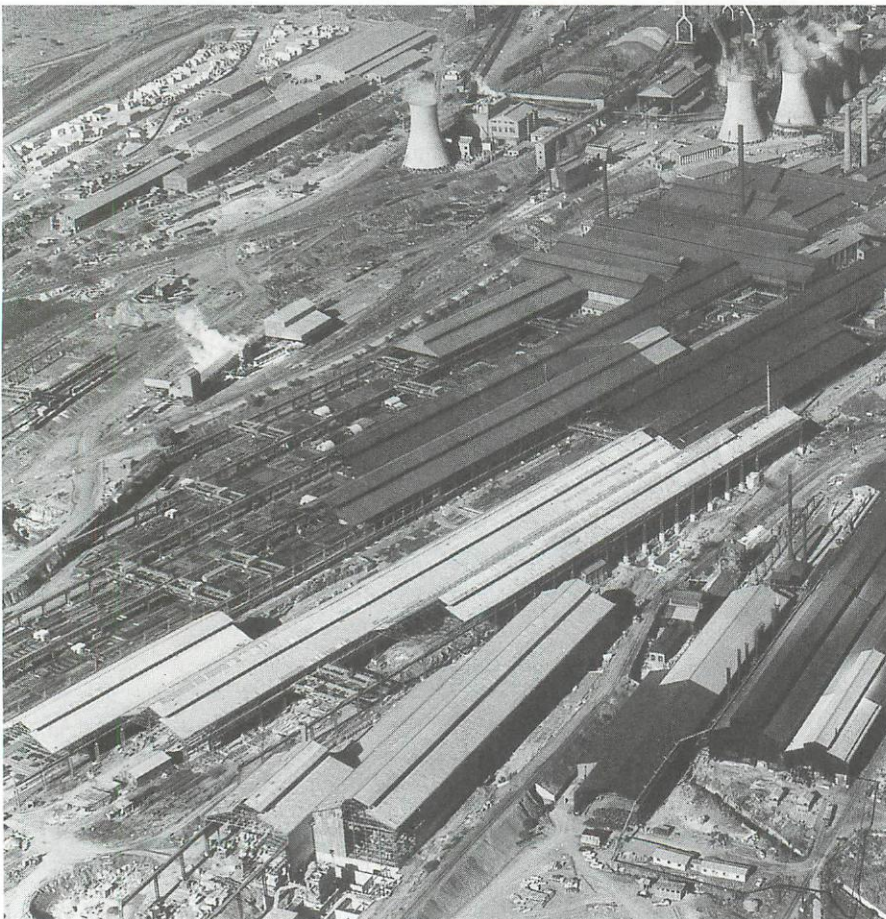
Nichts unter den Teppich kehren

Für einen Europäer, der in der Vergangenheit mehrmals das südliche Afrika besucht und bei seinen früheren Besuchen kaum von der Möglichkeit einer Änderung des Systems ohne Blutvergiessen zu träumen gewagt hatte, war es bewegend zu sehen, welch weiten Weg alle

Völker Südafrikas seit dem Machtwechsel zurückgelegt haben. Niemand in Südafrika gibt sich der Illusion hin, dieser Machtwechsel habe alle Probleme gelöst und die «innere Einheit» des Landes ein für allemal hergestellt – vor allem eine Einheit, bei der Menschen aller Rassen mit gleichen Rechten und Pflichten zusammenarbeiten können. Welche Gruppe einen längeren Weg zurückgelegt hat, ist heute schwer zu sagen: die Weissen, die sich bewusst und weitgehend freiwillig bereit erklärten, ihre Machtposition und ihre Privilegien gewaltig zu reduzieren, oder die Schwarzen, die nach einem langen Kampf für Gleichheit und Gerechtigkeit dem Gedanken an Rache an ihren früheren Herren abgeschworen haben? So oder so wird heute alles, was schiefliegt, offen diskutiert. Es wird nichts mehr unter den Teppich gekehrt.

Auf nationaler Ebene führt die Vergangenheitsbewältigung über die vom Präsidenten ernannte «Kommission für Wahrheit und Versöhnung», die vom Parlament den Auftrag erhalten hat, innert achtzehn Monaten Licht in die bittersten Kapitel der südafrikanischen Geschichte zu bringen. Diese Kommission hat in der zweiten Aprilhälfte ihre ersten öffentlichen Anhörungen durchgeführt. Ein Mitglied dieser Kommission, der Theologieprofessor Piet Meiring von der Universität Pretoria (siehe S. 6), beschrieb an der Konferenz, was für «Wundertaten» von ihm und seiner Kommission erwartet würden. Es geht ja vor allem darum, auch ein Gespräch zwischen Tätern und Opfern zu ermöglichen, wobei den Tätern von der Regierung eine Teil-Amnestie in Aussicht gestellt wurde, wenn sie sich öffentlich zu ihren Taten (oder vielmehr Untaten) bekennen.

Um aber zur inneren Einheit zu führen, muss der Prozess der Änderung auch auf der untersten Ebene stattfinden, wie uns ein junger Mann aus Soweto klarmachte, der die Konferenz mit vorbereitet hatte. Er sprach offen über die Schwierigkeit, mit einigen weissen Kollegen zusammenzuarbeiten, von denen er das Gefühl hatte, sie würden ihm ständig sagen, was er zu tun hätte. Selbst wenn ihm klar war, dass gewisse Aufgaben angepackt werden mussten, reagierte er empfindlich. Er fühlte sich aber zum ersten Mal bereit, über solche Reaktionen und Gefühle offen zu sprechen. Aus elf verschiedenen Völkern einen Staat zu bilden, bleibt also eine gewaltige Herausforderung.



Die Stahlwerke Iscor bei Pretoria

Südafrika



Walter Sisulu (Bildmitte) mit Konferenzdelegierten

Hohe Erwartungen

Es gab aber noch zwei weitere Aspekte von Versöhnung und Änderung, die nicht zur ursprünglichen Tagesordnung gehört hatten. Beim ersten handelte sich um die Versöhnung zwischen Südafrika und den anderen Ländern des afrikanischen Kontinents, die das Land der Apartheid während Jahrzehnten bitter bekämpft hatten. Jetzt kommen plötzlich die Menschen aus anderen Teilen des Kontinents mit einer ungeheuren Erwartung in den Süden, weil sie hoffen, dass ihre Länder mit Hilfe des neuen Südafrika aus der Krise herausfinden werden. Bei allen Konferenzteilnehmern aus Eritrea, Ghana, Kamerun, Kenia, Nigeria, Somalia und Simbabwe konnte man diese Erwartung und Hoffnung spüren.

Ein für die Zukunft Südafrikas wesentlicher Aspekt der Versöhnung war der Brückenschlag zwischen denen, die vor allem in den Reihen des ANC vom Exil oder vom Untergrund aus das Apartheid-Regime bekämpft, und denen, die sich in-

nerhalb des Systems für Änderung eingesetzt hatten. Motlalepule Chabaku, die zur ersten Gruppe gehörte, ehrte in ihrer Eröffnungsrede Männer wie William Nkomo, P.Q. Vundla, Bremer Hofmeyr, die im Lande geblieben waren und für die Änderung viele persönliche Opfer gebracht hatten. Auch Walter Sisulu, einer der engsten Mitarbeiter von Präsident Mandela und ebenfalls Veteran des Gefängnisses von Robben Island, der eine Gruppe von Delegierten der Konferenz empfing, schlug in seiner Ansprache eine Brücke zwischen dem früheren und dem heute notwendigen Kampf.

Der Wandel in Südafrika ist für den besuchenden Europäer ein Zeichen der Hoffnung für die Zukunft – in ähnlicher Weise, wie es die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg und der Fall der Berliner Mauer anfangs der neunziger Jahre waren.

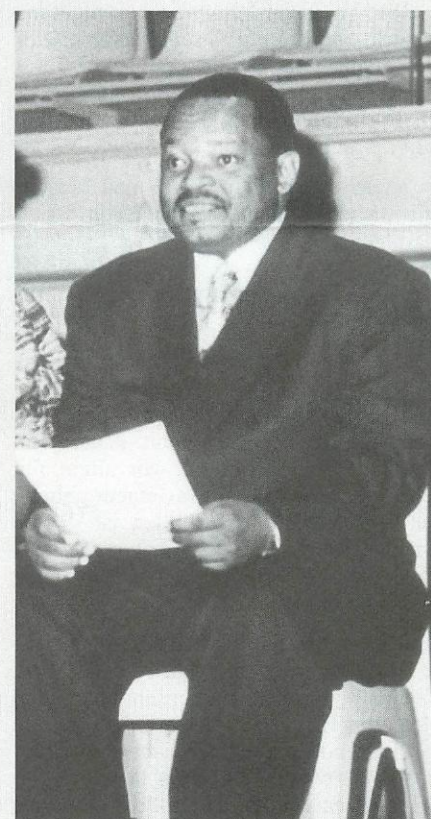
Pierre Spoerri

Zwei Stimmen von Bloemfontein

Patrick Lekota, Premierminister des südafrikanischen Teilstaates Free State, in seiner Eröffnungsansprache:

Wir müssen moralische Werte nicht nur verstehen, sondern danach leben, und zwar hartnäckig. So hartnäckig wie Mahatma Gandhi, Martin Luther King oder unser eigener Präsident Mandela, der sich trotz des harten Gefängnislebens weigerte, auf die Ebene jener hinabzusteigen, die ihn bestrafen. (...)

Der Präsident hat an uns appelliert, eine neue moralische Ordnung aufzubauen. Es gibt keine einschlägigere Moral als



Ministerpräsident Patrick Lekota

jene Aussage: «Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen.» Manchmal wird gefragt: «Warum strafen wir die Weissen nicht?» Das wäre ein verfehltes Demokratieverständnis. Wer wünscht, dass seine demokratischen Rechte geachtet werden, muss dem Nächsten dieselben Rechte zuerkennen. (...)

Wir müssen uns über unsere persönlichen Gefühle emporschwingen. Sogar wir, die gelitten haben, dürfen nicht verbittert sein. Wir sollten glücklich sein,

Stimmen, Fortsetzung

dass wir unserem Land einen Dienst erwiesen haben. Wir wollen an all jene denken, die das erreichte Ziel nicht mehr erlebten, um das wir gerungen haben. (...)

Männer und Frauen heranzubilden, die aus dieser Welt etwas Besseres machen werden, ist schwierig. Doch wenn es leicht wäre, würde sich der Versuch nicht lohnen. Deshalb freue ich mich, dass diese Konsultation stattfindet.

Professor Pief Meiring, Mitglied des Komitees für Wahrheit und Versöhnung:

Wenn man der Vergangenheit nicht ins Gesicht blickt, kann es sein, dass sie wiederkommt. Dies betont Erzbischof Tutu, der Präsident der Wahrheitskommission. Diese ist ein Versuch, unserer Vergangenheit ins Auge zu sehen.

Viele Afrikaner hört man sagen: «Können wir nicht einfach einen Strich darunter ziehen?» Klar müssen wir das. Aber erst müssen wir die Buchhaltung offenlegen. Wir müssen wissen, was darin steht.

Zweck der Kommission ist es, ein so vollständiges Bild der Vergangenheit zu erstellen wie nur menschenmöglich. Der Schmerz der Vergangenheit dauert für Tausende heute noch an, vor allem für jene, die nicht wissen, was einem geliebten Angehörigen zugestossen ist. Wenn wir die Wahrheit entdeckt haben werden, sollte sie uns dazu bewegen, solches niemals mehr geschehen zu lassen. (...)

In manchen Fällen wird eine finanzielle Abfindung dazugehören. Aber ideal ist das nicht. In den Kassenschränken der Regierung liegt nicht genügend Geld, um die Tausende, die gelitten haben, abzufinden. Und wieviel soll man bezahlen für einen Vater, der seinen Kindern entrissen und nie wieder gesehen wurde? Für einen verlorenen Körperteil? Für soundso viele Stunden Folter? Andere Mittel müssen gefunden werden.

In Washington gibt es eine Erinnerungsmauer, wo die Namen aller in Vietnam gefallenen US-Soldaten eingemeißelt sind. Diese Form der Wiedergutmachung hat sich für viele Angehörige als bedeutungsvoll erwiesen. Wir fragen die Leute danach, welche Art Wiedergutmachung hier etwas bedeuten könnte. Ob sie ihre Strassen nach ihren Helden benennen möchten? Könnte ein Sportplatz, eine Schule, ein Technikum, eine Univer-

Vor mehr als einem Jahrhundert holte Lilian Cingos Ururgrossvater Faku, Oberster Häuptling von Pondoland, europäische Missionare nach Südafrika, die sein Volk erziehen und es über das Christentum unterrichten sollten. Einige seiner Söhne schafften das Häuptlingswesen ab und richteten Schulen und Gymnasien im östlichen Pondoland ein. Heute bezieht Frau Cingo Kraft und Glauben aus ihrer Familientradition als Managerin einer rollenden Gesundheitsklinik, die der Landbevölkerung zu Hilfe kommt.

Die Klinik ist ein speziell gebauter Zug namens «Phelophepa» (= gute, saubere Gesundheit). Er hat 15 Wagen und umfasst ein Verwaltungsbüro, eine Arztpraxis, eine Apotheke, eine Augenklinik, einen Zahnarzt- und Röntgenwagen, einen Wäsche- und Vorratswagen und vier Wagen mit Platz für 47 Patienten.

Der Zug gehört der Eisenbahngesellschaft *Transnet* und wird auch von ihr finanziert. Ihr Geschäftsführer, Anton Moolman, sagt, Unternehmen müssten sich im Gemeinwesen engagieren, da die Regierung niemals alle Bedürfnisse im Land finanzieren könne.

Medizinstudenten im Abschlussjahr und ihre Professoren führen die verschiedenen Abteilungen. Ortsansässige Berufsleute werden zur Mithilfe eingeladen. Cingo beaufsichtigt das ganze Unternehmen, von der Betreuung der Studenten bis zum Unterhalt der Lokomotiven.

Direkter Auftrag

Cingo bildete sich in Südafrika zur Krankenschwester aus und arbeitete da-

sität eine Art und Weise der Wiedergutmachung sein, die für Generation um Generation eines Gemeinwesens eine Hilfe wäre? (...)

Es ist so wichtig, dass Christinnen und Christen sich in vorderster Linie engagieren. Während der kommenden Monate werden sich nämlich Täter und Opfer gegenüberstehen. Viele dieser Begegnungen werden nichts Oberflächliches an sich haben. Der Bedarf an Vergebung wird unermesslich sein. Wir brauchen Menschen, die als Brücken dienen. Wer eine Brücke ist, auf dem wird herumgetrampelt. Aber zumindest werden dadurch einige Menschen auf die Gegenseite gelangen.

Der ganze Prozess könnte entweder hoffnungslos fehlschlagen – oder er könnte etwas vom Heilsamsten sein, das Südafrika je zugestossen ist.

Gesundheit

nach 30 Jahre in London. Zweimal wurde sie zur «Krankenschwester des Jahres» ernannt und besitzt ein Lizenziat in Psychologie. Bei ihrer Rückkehr nach Süd-



auf Schienen

afrika erhielt sie viele Stellenangebote, aber als der Vorschlag für ihren jetzigen Job kam, wusste sie: Dies wollte sie. «Ich empfinde es als direkten Auftrag Gottes.» Der Zug ist von Januar bis September unterwegs und bleibt jeweils etwa eine Woche in jedem Ort. Im vergangenen Jahr wurden ungefähr 42 000 Kranke behandelt.

Die Patienten-Warteschlange bildet sich oft schon um 4 Uhr früh. Eines Tages hatten sich bis 8.45 vormittags tausend Menschen zu einem Termin eingeschrieben. Manche haben 30 Meilen zu Fuss

zurückgelegt und besitzen nicht das Geld, um am nächsten Tag wiederzukommen. «In einem solchen Moment denkt man an die armen Patienten, aber gleichzeitig auch an sein armes Personal!» meint Cingo.

Die gleichzeitige Betreuung schwarzer und weisser Studenten ist ein wesentlicher Teil von Cingos Arbeit. Schon bloss Seite an Seite zu arbeiten kann eine Herausforderung bedeuten. Cingo sagt ihnen: «Ihr kennt einander nicht. Ihr seid in einer Gesellschaft aufgewachsen, die keine Begegnung zwischen euch zulässt. Berücksich-

tigt dies – und versucht dann, euch umzustellen. Lernt voneinander. Übt gegenseitige Toleranz und befreundet euch.»

Zuhören als Arznei

Positive Rückmeldungen der Patienten gibt sie an die Studenten weiter. Eine 79jährige Patientin sagte ihr: «Nie hätte ich gehaut, dass Weisse mich würdig behandeln könnten. Nun kann ich im Frieden sterben. Was macht es aus, dass wir keine Häuser haben? Das neue Südafrika besteht darin, dass es mir Würde gegeben hat.»

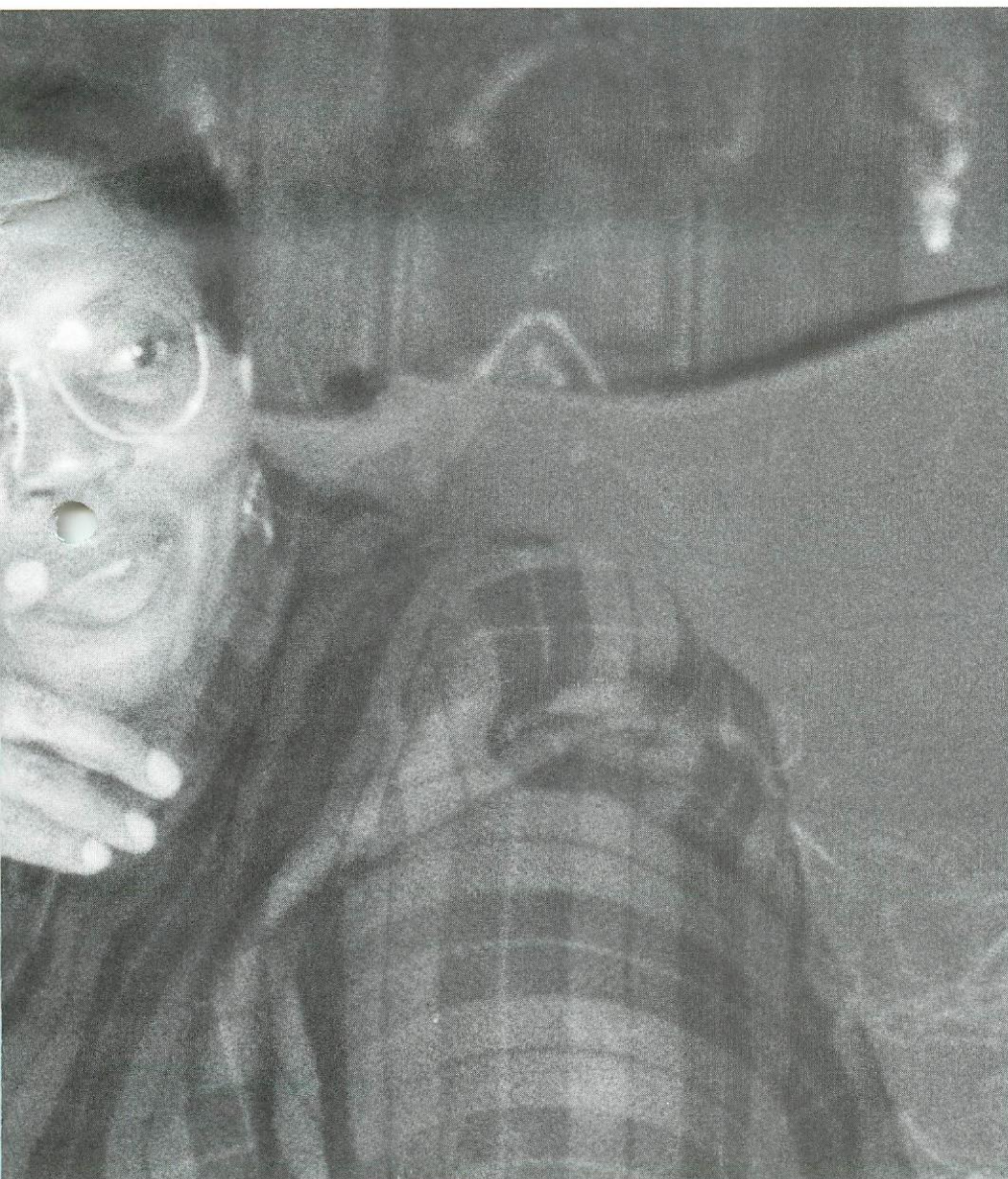
Den Kranken zuhören sei viel wichtiger als Arzneien verteilen, versichert Cingo. «Vielen Menschen auf dem Lande hat niemand zugehört. In ihrem ganzen Leben haben sie nie einen Arzt, Zahnarzt oder Optiker gesehen. Viele kommen zu mir und sagen: «Man sagt mir, hier sei jemand, der mir zuhören kann – mehr brauche ich nicht.»»

In jedem Dorf gibt das fahrende Personal auch Gesundheitsunterricht. Anschliessend sind sie einmal im Monat in telefonischem Kontakt, um anzufragen, welche Fortschritte die Leute dort machen.

Die Dienste werden zu niedrigen Kosten angeboten. So wird z.B. eine Brille zum Zehntel des handelsüblichen Preises verkauft. «Ich hätte nie erwartet, dass ich eine Untersuchung, Antibiotika, einen Sehtest, eine Brille und eine Zahnbehandlung kriegen und trotzdem noch Geld herausbekommen könnte», meinte ein Patient. Und obwohl er mit seiner Pension auch seine Enkel unterstützt, spendete er das Rückgeld für den Zug. «Dies ist etwas, worauf wir alle stolz sein sollten», sagte er.

Cingo glaubt, dass die Bezahlung einer auch noch so kleinen Gebühr den Leuten die Würde gibt, für ihr eigenes Leben und das Leben anderer sorgen zu können. «Wenn sie wirklich gar nicht bezahlen können, plündern wir die Hilfskasse. Diese ist jedoch oft leer, und so greift man eben immer wieder in die eigene Tasche.»

Jahre der Vernachlässigung haben dazu geführt, dass die Bedürfnisse gross sind. «Ich weiss, es ist nur ein Wassertropfen im Ozean», sagt Lilian Cingo, «aber der Ozean besteht ja aus Wassertropfen.»



Zweimal «Krankenschwester des Jahres»: Lilian Cingo

Michelle Hemenway

Wie mit Stress umgehen?

Kürzlich suchten mich zwei Frauen auf. Der Sohn der einen hatte soeben unter dem Druck seiner bevorstehenden Schulexamen ernstlich versucht, sein Leben zu beenden. Der Sohn der anderen hatte allen inneren Antrieb verloren und sein Studium abgebrochen. Als Arzt habe ich regelmässig mit Menschen zu tun, deren Leben von Stress geprägt ist.

Stress ist nicht immer schädlich. Während des Zweiten Weltkriegs war Grossbritannien bei besserer Gesundheit als vorher in Friedenszeiten. In seinen Memoiren schreibt Winston Churchill, er habe in der Nacht, nachdem er die Zügel der Macht als Premierminister übernommen habe, zum ersten Mal nach vielen Monaten friedlich geschlafen.

Nur wenige Präsidenten oder Premierminister sind während ihrer Amtszeit an einer Krankheit gestorben. Wer Macht innehat, gibt diese meist nur ungern ab. Dirigenten und Solisten, zu deren Leben Augenblicke mit grossem Stress gehören, scheinen mit Langlebigkeit gesegnet zu sein. Bergsteiger gedeihen geradezu unter Adrenalin-Einfluss. Stress kann unter Umständen anregend und gesund sein.

Einige sind der Meinung, die offensichtliche Zunahme stressbedingter Krankheiten gehe auf den wachsenden Druck des modernen Lebens zurück. Schon ehemals klagte mein alter Schuldirektor, das als arbeitssparende Erfindung angepriesene Telefon bringe ihm Arbeit ein, die ihm früher erspart geblieben wäre. Vorbei sind die Tage, wo Botschaften monatelang zu und von den fernsten Ecken der Welt unterwegs waren. Fax und elektronische Post bringen es mit sich, dass heutige Politiker und Industriemagnaten an einem einzigen Tag mehr Entscheidungen fällen müssen als ihre Vorgänger in einer Woche.

Andererseits braucht man sich mit rasch getroffenen Entscheidungen auch nicht abzuquälen. Die Technologie kann Spannung ebenso abbauen wie schaffen. Die Leute tragen ihr Natel mit sich herum, um jederzeit erreicht werden zu können (mehr Stress), und haben einen Telefonbeantworter, um nicht erreicht werden zu können, wenn sie zu Hause sind (weniger Stress). Dem Auto wird Kilometerfresserei angelastet; gleichzeitig ermöglicht es vielbeschäftigten Menschen, sich in einsame Weiten zu flüchten. Das Fernsehen trägt die Weltprobleme in unser Wohnzimmer, bietet uns aber auch unterhaltende Entspannung.

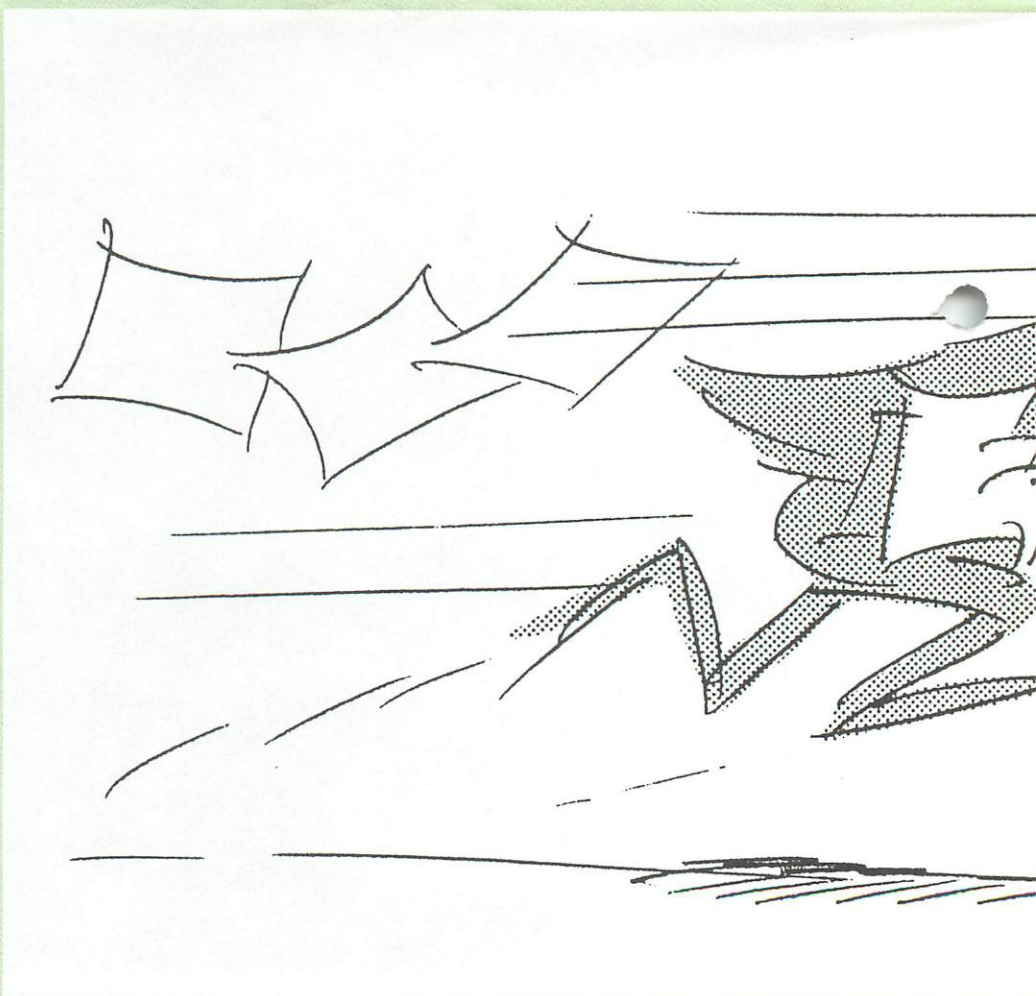
Der Beweis für erhöhten Stress in unsern westlichen Ländern ist nicht erbracht. Früher erlitten viele den schmerz-

lichen Verlust von Kindern bei der Geburt oder in den ersten Lebensjahren. Die Lebenserwartung war niedriger, Armut weiter verbreitet.

Wenn aber der Stress selbst nicht zugenommen hat, so doch ganz gewiss sein Stellenwert. Ich las von zwei Passagieren auf einem Inlandflug in den USA, deren Flugzeug in Schwierigkeiten geriet. Der Pilot reagierte geschickt und landete die Maschine wohlbehalten – doch das Paar verklagte die Fluggesellschaft – mit Erfolg – wegen erlittenem Schaden durch den Stress eines Beinahe-Absturzes. Vielleicht liegt es daran, dass wir weniger gut mit Druck umgehen können als unsere Vorfahren.

Obwohl viele meiner Patienten als erstes äussere Zwänge erwähnen, entsteht der Schaden oft aus inneren Zwängen. Der vielbeschäftigte Unternehmer steht unter äusserem Druck, aber zeigt sich selten in der Arztpraxis. Der Arbeitslose sieht sich innerem Druck gegenüber wie

**Angst, Wut, Ungewissheit,
Leid, Verlust, Verletzung,
Schuld und Enttäuschung
scheinen die schädlichsten
Arten von Druck zu sein.**



z.B. dem Gefühl des Versagens, der Nichtswürdigkeit, und braucht sehr wohl Hilfe. Angst, Wut, Ungewissheit, Leid, Verlust, Verletzung, Schuld und Enttäuschung scheinen die schädlichsten Arten von Druck zu sein.

Einer meiner Patienten war beauftragt worden, eine Reihe Mitarbeiter zu entlassen, mit denen er jahrelang zusammengearbeitet hatte. Sein Chef, der den Entscheid gefällt hatte, verspürte wahrscheinlich wenig Stress. Mein Patient empfand den Entscheid als ungerecht, riskierte aber seinen Job, falls er sich weigerte, ihn auszuführen. Er hatte gleichzeitig Schuld- und Angstgefühle. Dieser innere Druck hatte ihn krank gemacht.

Gibt es einen Grund, weshalb wir weniger widerstandsfähig sind als unsere Vorfahren? Waren sie geschützt durch Faktoren, die heute weniger allgemeingültig sind?



Dabei fällt einem gleich das Familienleben ein. Die meisten stressgeplagten Leute, die mich aufsuchen, haben Schwierigkeiten zu Hause. Jede Zerrüttung bringt schlimmen Stress – und dies gilt immer, wie sehr auch die Gesetzgebung eine Scheidung «erleichtern» mag. Zum erlittenen Schmerz kommt der Ver-

handelt die sattsam bekannte Geschichte jenes Menschen, der sich im Traum mit Gott einen Strand entlang gehen sieht und beim Zurückschauen ins Zweifeln gerät, weil stellenweise nur eine statt zwei Fussspuren im Sand zu sehen sind. Da sagt Gott zu ihm: «Dort, wo du nur eine Spur siehst, habe ich dich getragen.» – Diese

Ein Baum kann nur den Stürmen trotzen, wenn seine Wurzeln sich so tief und weit erstrecken, wie die Äste sich ausbreiten.

lust an Halt hinzu – denn normalerweise schöpfen wir aus der Familie unsere Kraft. Der Verschleiss des Familienlebens geht einher mit der stetigen Abnahme des Einflusses der Religion. Die Familie war immer der Ort, wo der religiöse Glaube erprobt wurde, und seinerseits schützte dieser Glaube die Familie.

Nebst der Stärkung der Familie scheint der Glaube auf dreierlei Art den Stress zu lindern. Erstens hat er immer wieder zu grossen Zielen angeregt und verholfen – Ziele, welche die Menschen über sich selbst hinauswachsen liessen im Dienst an Gott, der Menschheit und Idealen. So ging zum Beispiel ein Nelson Mandela unversehrt aus beinahe dreissig Jahren härtester Gefängnishaft hervor. Seine Vision der Freiheit nährte und schützte ihn zugleich. Eine ähnliche Vision der Freiheit und die allumfassende Aufgabe der Besiegung des Faschismus erhielten Länder wie Grossbritannien in den dunkeln Tagen des Zweiten Weltkrieges gesund. Solche Zielsetzung – die selbstverständlich nicht ein Monopol der Glaubenden ist – scheint vor Stress zu schützen.

Zweitens spricht der Glaube die inneren Zwänge an, die am meisten Schaden anrichten. Auf die Frage, worum es im Neuen Testament gehe, kann man kurz und bündig mit «Jesus» antworten. Erfolgt jedoch die Antwort aus der Sicht des menschlichen Lebens, dann handelt es vom Umgang mit Angst, Zorn, Ungewissheit, Leid, Enttäuschung, Versagen und Nichtswürdigkeit. Es liefert eine ethische Struktur, die ebenso wie grosse Ziele vor Stress schützt.

Aber wahre Religion tut mehr als das, denn sie schenkt die Mittel, die Kraft zur Überwindung der Schwierigkeit. Davon

Erfahrung der Nähe Gottes, das Gefühl, dass wir nie allein sind, ist zweifellos der stärkste Schutz vor Stress.

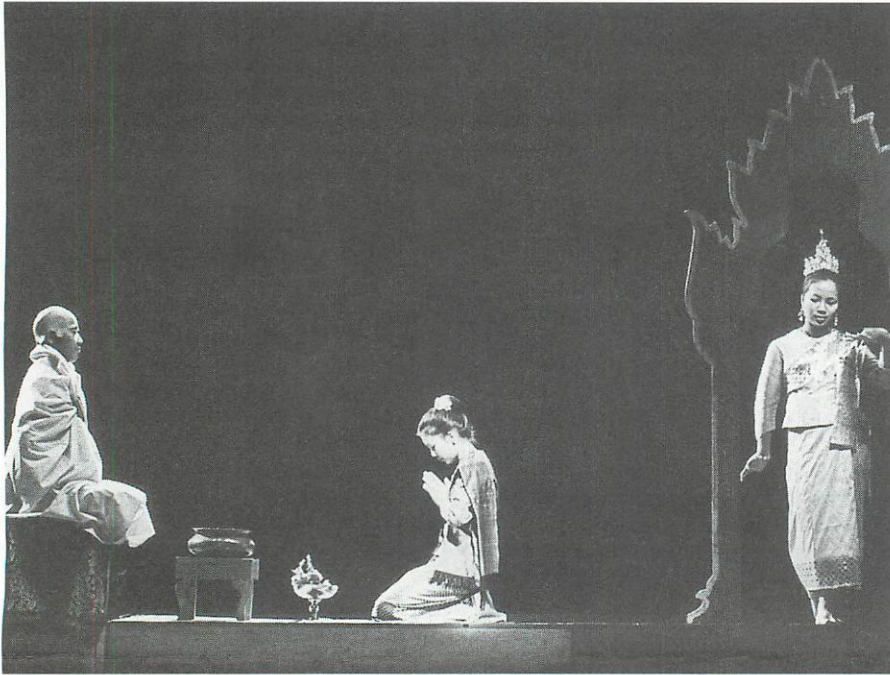
Es ist bedauerlich, dass in unserer Zeit so viele, die auf andern Gebieten so bewandert sind, keine Ahnung von den Reichtümern haben, die zu entdecken wären, wenn sie ihren geistlichen Wurzeln nachgingen. Es wäre tragisch, wenn wir es einerseits verstanden hätten, immer raschere Kommunikationsmittel für immer grössere Kreise zu erfinden, aber gleichzeitig nicht mehr wirklich wüssten, was wir einander zu sagen haben.

Eine Arztpraxis ist wie ein Fenster zur Welt. Unser Zeitalter lässt sich mit einem Baum vergleichen. Gespeist von der Technologie, wachsen seine Äste gewaltig. Ein Baum kann jedoch nur den Stürmen trotzen, wenn seine Wurzeln sich so tief und weit erstrecken, wie die Äste sich ausbreiten. Die Arztpraxis zeigt erfahrungsgemäss, wie gefährdet so viele Menschenleben sind. Wir haben zu sehr auf die Äste geachtet.

Nicht das Leben ist stressiger, sondern wir sind verletzlicher geworden. Zum Glück verstehen wir es auch viel besser, stressbedingte Krankheiten zu behandeln. Aber wenn wir unsere Verletzlichkeit verringern wollen, müssen wir wieder besser auf unsere Wurzeln achten.

John Lester

Buddhistische Medizin für Kambodschas Krankheiten



Szenenbild einer kambodschanischen Legende

«Konflikt in einzelnen Menschen hängt zusammen mit Konflikt im Land», sagte Kambodschas oberster Patriarch, der ehrwürdige Tep Vong. Der internationale Patriarch, Ehrwürdigen Maha Ghosanda, fügte hinzu: «Wenn ein Fahrer nicht nüchtern ist, wie kann er dann ein Auto lenken? Wer seinen Geist nicht beruhigt, kann dem Land keinen Frieden bringen.»

Sie sprachen zu 350 Teilnehmern am zweiten landesweiten Seminar über «Buddhismus und die Entwicklung der kambodschanischen Gesellschaft», das im letzten November in einem Kloster am Stadtrand von Battambang abgehalten wurde, etwa 50 km vom Gebiet entfernt, das die Roten Khmer kontrollieren. Es war ein Seminar ganz besonderer Art. Mönche, Nonnen, Regierungsbeamte und Mitarbeiter nichtstaatlicher Organisationen diskutierten über philosophische Fragen, schauten sich ein Video über Kompostierung an; sie plauderten, scherzten, meditierten, sangen und gingen mit der neuen Überzeugung auseinander, dass buddhistische Werte eine Grundlage für Frieden und Entwicklung in Kambodscha schaffen können.

Königliche Schildkröten

Königin Monineath Sihanouk nahm am ersten Vormittag des Seminars teil. In einer zugleich formvollendeten und origi-

nellen Zeremonie setzte sie zwei grosse gelbköpfige Tempelschildkröten im Teich des Klosters aus, die freundlicherweise in der Teichmitte wieder auftauchten, um Luft zu holen. Die Königin lächelte, die Menge applaudierte – und einen Augenblick lang war hier und jetzt in Kambodscha alles in Ordnung.

Am Nachmittag sahen die Teilnehmenden ein poetisches Video, *Das heitere Lächeln*, das andeutet, die himmlischen Tänzer, welche die Tempel schmücken, hätten ihr Lächeln nicht verloren, und auch das kambodschanische Volk werde nach seinem grossen Leiden sein Lächeln wieder finden.

«Das heitere Lächeln muss aus dem Herzen kommen», sagte der ehrwürdige So Mieng, ein höheres Mitglied des buddhistischen Klerus. «Niemand kann jemand anders befehlen, ein heiteres Lächeln zu haben.»

Am folgenden Tag erinnerte der ständige Vertreter der Konrad-Adenauer-Stiftung in Kambodscha (die das Seminar finanziell unterstützt hatte) daran, wie Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg in Schutt und Asche gelegen hatte. «Doch nach zehn Jahren war keine ausländische Hilfe mehr notwendig», sagte er. Dies schreibt er «einer grundlegenden Entscheidung» zu, «sich auf das Schaffen von Frieden zu konzentrieren (...) Es be-

Bonsai,

Im Rahmen des Programms *Hoffnung in den Städten* verbrachten im April vier junge Erwachsene aus England eine Woche in Berlin und Erfurt. Die vier sind Teil einer Bürgerinitiative junger Männer und Frauen, die Ungerechtigkeiten anspricht und aufgreift: soziale Vernachlässigung, Rassenvorurteile, religiöse Intoleranz und Diskriminierung aufgrund des Geschlechts. Sie nennen sich «*Making Britain A Home*» (MBAH).

In Deutschland waren in den letzten Jahren eine Reihe von Initiativen, Tagungen und Austauschprogrammen durchgeführt worden. Die dabei entstandenen Kontakte sollten durch den Besuch der

stand eine Politik der Versöhnung innerhalb der eigenen Gesellschaft und gegenüber Nachbarländern. Und die Kirchen ermutigten die Menschen, die Hoffnung nicht aufzugeben, sondern sich selbst und der Zukunft etwas zuzutrauen.»

In den Dörfern

Am Seminar wurde nicht nur geredet. Zweimal fuhren Teilnehmende in einem Autokonvoi aufs Land hinaus, erstens um ein Dorf zu besuchen, dessen Einwohner vor der Gewalt geflüchtet und eben zurückgekehrt waren, und zweitens um sich ein Landwirtschaftsprojekt anzusehen.

Der Patriarch Maha Ghosanda besuchte eine Rückkehrerfamilie. Ganz offensichtlich war es nicht ein irdisches Paradies. Die kleinen Stücke Ackerland waren massiver Überschwemmungsgefahr ausgesetzt, und die Landschaft war kahl. Doch Ghosanda schien sein eigenes Stück Paradies mitgebracht zu haben, als er aufmerksam dort sass. Die Leute kamen und verneigten sich, er bückte sich und strahlte in ihre von Sorgen gezeichneten Gesichter, und sie strahlten zurück, dankbar und aufgemuntert.

Zum Schluss des Seminars erging eine Erklärung an die Presse, welche die Menschen in ganz Kambodscha dringend auffordert, den Ärmsten in der Gesellschaft beizustehen, die verbliebenen Wälder zu bewahren und moralische Werte in den Lehrplan der Schulen aufzunehmen.

Alan Channer

Skinheads und ein Moskito-Dorf

Engländer, die sich dank ihren mitgebrachten Erfahrungen als geschätzte Gesprächspartner erwiesen, vertieft und erweitert werden.

Die zunehmende Arbeitslosigkeit hat besonders in den Städten zur Folge, dass aufgrund der Finanznot als erstes die Förderung von Jugend- und Sozialprojekten gestrichen wird. Was dies in den nächsten Jahren auslösen wird, ist schwer zu ermessen. Bei Gesprächen mit Sozialarbeitern, Pfarrern und andern Betroffenen wurde aber klar, dass sie eine weitere Zunahme der Gewaltprobleme in den Städten befürchten. Im Berliner Stadtteil Kreuzberg verbrachten die Gäste einen angeregten Abend bei einer Familie und etwa zwanzig ihrer Freunde und Bekannten, von denen verschiedene durch ihre

beispielhafte Projektarbeit bekannt geworden sind. Im Laufe der Woche lernten die Engländer mehrere von ihnen vor Ort besser kennen.

Vom Obdachlosen zum eigenen Chef

Noch vor drei Jahren schlief Olaf Herr auf Kreuzberger Parkbänken, war Alkoholiker und hatte keine Hoffnung mehr. 1994 lernte er Lutz Braun kennen, den Vorsitzenden des «Berlin-Brandenburger Bundes freien Gewerbes e.V.». Olaf nahm seine Chance wahr, hörte auf zu trinken und gründete den kleinsten Gärtnereibetrieb im Bezirk. Seitdem ist er als «Bonsaimann» bekannt. Die Aussicht auf Selbständigkeit und ein eigenes Einkom-

men hätten ihn mehr motiviert «als leere Politikerfloskeln und volle Bierflaschen», wie er sagt. In seiner Freizeit versucht er andern Obdachlosen zu helfen und ist durch sein eigenes Leben eine Hoffnung für manchen, der auf der Strasse lebt.

Glatzen, Cliques und ein Club

Im «Sportjugendclub Lichtenberg e.V.» wurden die Gäste von Peter Steger empfangen. Er ist Lehrer für Geschichte und Sport, arbeitet seit 1991 im Club, wo hauptsächlich Rechtsradikale und Skinheads ein- und ausgehen, und er bietet mit seinem Freizeitangebot und Bildungsurlaub den Jugendlichen eine Art Ersatzfamilie. Für Lawrence und Davies von der MBAH-Gruppe, beides farbige Eng-



Die englischen Gäste bei Peter Steger vom Sportjugendclub Lichtenberg

Probleme und Chancen der Medienberufe

länder, war es eine spannende Erfahrung, sich in die «Höhle des Löwen» zu begeben und mit rechtsradikalen Jugendlichen auseinanderzusetzen, die Farbige entweder «Neger» oder «Kanaken» nennen. Es ergab sich ein mehrstündiges Gespräch, bei dem auch heikle Themen angesprochen wurden.

1994 hatte das ZDF einen Film über diese Jugendlichen gedreht, der grosse Beachtung fand. So kommentierte die *Neue Zürcher Zeitung* vom 23. 10. 94: «Sozialarbeiter versuchen, den Skinheads nicht nur nachmittags, abends oder an Wochenenden Betätigungsfelder zu bieten, sondern ihnen auch bei Alltagsproblemen behilflich zu sein. (...) Dabei tritt Steger nun nicht als lieber, netter Onkel auf. Er operiert vielmehr streng, aber nie lehrhaft, schlau, aber nie blasiert. Er schafft es, den Skinheads mit ihren gefährlichen Vorstellungen über ein «sauberes Deutschland» Front zu bieten, im gleichen Atemzug aber Vertrauen und Offenheit zu signalisieren.»

In der Landeshauptstadt Erfurt

Ein volles Tagesprogramm erwartete die Gruppe in Erfurt. Neben einer kurzen Stadtführung und einem lehrreichen Gespräch mit Frau Ilse Neumeister, der Begründerin der Friedensgebete, verbrachten die Besucher viel Zeit im «Moskito-Dorf». Dieses bietet Jugendlichen seit 1991 einen Anlaufpunkt, wo sie nicht nur ihre Freizeit verbringen können, sondern in den Sozialarbeiterinnen Elli Gessler und Steffi Weise auch zwei Ansprechpartnerinnen haben, zu denen sie mit ihren Problemen kommen können.

Die Gäste aus England wurden mit Thüringer Rostbratwürsten verwöhnt und fanden als Gesprächspartner solchen Anklang, dass die Freunde vom Moskito-Dorf sie abends nur ungern zurück nach Berlin reisen liessen und eindringlich fragten, wann die nächste Gruppe käme.

Der Besuch der jungen Engländer war ein wichtiger Schritt für die Arbeit von *Hoffnung in den Städten* in Deutschland. Neue Freundschaften wurden geschlossen und Menschen entdeckt, die ihre Motivation aus einem lebendigen Glauben an Gott erhalten und mit grosser Hingabe wirken. Eine der Aufgaben wird es sein, diese Menschen vermehrt miteinander in Kontakt zu bringen, damit sie sich gegenseitig ermutigen können.

Thomas Bräckle, Berlin

Ende März fand im ungarischen Dobogoko ein weiteres Seminar in der Reihe «Freiheit und Verantwortung der Medien» statt. Der ehemalige britische Botschafter A.R.K. Mackenzie, der ebenfalls daran teilnahm, berichtet:

Dass eine so gemischte Gruppe von Medienschaffenden sich Zeit nimmt, die Chancen und Probleme ihrer Tätigkeit zu besprechen, hat mich als Diplomaten beeindruckt. Unsereins sollte dasselbe tun.

Fünf Themen wurden behandelt, als erstes die Beziehung zwischen dem Staat und den Medien. Vertreter aus Ländern Europas, die 40 Jahre totalitärer Macht hinter sich haben, waren glücklicherweise dabei: aus Albanien, Litauen, Polen, der Slowakei, Serbien und natürlich Ungarn. Von ihren Erfahrungen konnten wir viel lernen, so z.B. über die Schwierigkeiten der Berichterstattung unter Kriegsverhältnissen in Ex-Jugoslawien. Wir wurden uns bewusst, dass es nicht ein und dieselbe einfache Lösung für alle damit verbundenen Probleme gibt.

Das zweite Thema war der Medienbesitz. 1989 herrschte eine kurze Zeit der Euphorie: Nun würde alles frei und anders sein. Tatsächlich aber wurden viele Probleme weitervererbt: politischer Druck, finanzielle Zwänge und der Einfluss von Gruppeninteressen. Ausländisches Kapital kann von Nutzen sein, aber es kann auch neue Probleme mit sich bringen. Auch hier tragen sowohl Besitzer wie Medienschaffende eine moralische Verantwortung.

Richtlinien

Drittens erarbeiteten wir für die Medienarbeit im allgemeinen vier Thesen: 1. Die gesetzlichen Grundlagen sollten sich unseres Erachtens auf Freiheit, Fairness, Ausgewogenheit und Pluralismus stützen. 2. Unabhängige Organe sollen für Rechenschaft und Qualität besorgt sein. 3. Ein von den Beschäftigten selbst verfasster Verhaltenskodex gehört dazu. 4. Die Integrität der Medienschaffenden selbst ist unerlässlich, wenn garantiert werden soll, dass die Medien ihre Rolle erfüllen.

Viertens versuchten wir den Begriff der Integrität im Medienberuf genauer zu definieren. Hier hielten wir ebenfalls vier Punkte fest: 1. Ehrlichkeit: Je nachdem können die Umstände es erschweren, stets die ganze Wahrheit wiederzugeben, aber in allen Fällen muss man zumindest

sich selbst gegenüber Ehrlichkeit wahren. 2. Mut: Er ist notwendig, um sich politischem oder finanziellem Druck entgegenzustellen, wenn Arbeitsplätze bedroht sind. Manchmal ist Mut gegen Zynismus innerhalb der Medien erforderlich, wenn jemand eine nicht gängige Linie einschlagen will. 3. «Wenn wir nicht ausgewogen sind, sind wir nicht professionell», meinte jemand am Seminar. Ausgewogenheit heisst, vollumfänglich, aber umsichtig zu berichten. 4. Demut: Der Gesellschaft zu dienen, ist das höchste Ziel der Medien. Sie haben eine Vermittlerrolle und müssen sich daher vor Arroganz und vor Komplikationen durch persönliche Überempfindlichkeiten hüten. Allfällige Fehler sollen eingestanden und berichtet werden und Reaktionen aus Leser- und Hörerkreisen Beachtung finden.



Ursache oder Symptom?

Zum Schluss behandelten wir die Gewalt in den Medien. Das Seminar war der Meinung, die Medien können nicht zum Sündenbock für die zunehmende Gewalt in der Gesellschaft gemacht werden. Hexenjagden gegen einzelne Organe seien unklug. Alle waren sich aber einig, dass Gewalt in den Medien zu Gewalt in der Gesellschaft beiträgt, dieser Einfluss daher unbedingt und genau studiert werden soll. Vielleicht, so wurde gesagt, sei Gewalt in den Medien nicht so sehr die Ursache des gesellschaftlichen Zerfalls, als vielmehr ein Zeichen davon; damit läge es an jedem einzelnen, sein Gewissen über das eigene Benehmen zu erforschen. Aus solcher Ehrlichkeit entstehe die notwendige Integrität und Überzeugung, um zu einer besseren Gesellschaft beizutragen.

A.R.K. Mackenzie

Japan – Licht und Schatten

Für mein Land Japan habe ich gemischte Gefühle. Ich bin stolz auf es, und gleichzeitig schäme ich mich seiner.

Gewiss bin ich stolz auf unsere wirtschaftlichen Errungenschaften. Praktisch ohne eigene Ressourcen – ausser menschlichen – haben wir den Mythos zunichte gemacht, dass nur weisse Länder reich und mächtig sein können. Die Japaner sind fleissige Arbeiter. Und unsere Demokratie ist (meistens!) auch lebendig.

Hingegen schäme ich mich sehr über die fehlende Reue unseres Volkes und über unsere Vergesslichkeit, was Japans Rolle im Krieg anbelangt; dies sondert uns oft vom übrigen Asien ab. Ich fühle jedesmal eine Herausforderung, wenn ich für Gruppen junger asiatischer Besucher übersetzen muss, wie Überlebende von Hiroshima ihre Erlebnisse berichten. Selbstverständlich erzählen jene, die unter der Bombe gelitten haben, ihre Geschichte als Opfer, aber gewöhnlich wird nicht erwähnt, warum eigentlich Japan zum Ziel der schrecklichen Atombomben wurde. Ich spüre dann, wie unter den Zuhörern, deren Länder von Japan überfallen worden waren, eine stille Wut aufkommt, und mir ist höchst ungemütlich.

Ich schäme mich auch darüber, wie Japan Bodenschätze ausbeutet, die oft andern Ländern gehören. Und ich habe Mühe mit unserem strengen Gesellschaftssystem voller ungeschriebener Regeln und komplizierter menschlicher Beziehungen.

Nun, die Tatsache, dass wir nicht so bleiben müssen, gibt mir Hoffnung. Ich glaube, Japan ist immer noch im Entstehen begriffen. Anstatt mich von dem entmutigen zu lassen, was mir an meinem Land nicht gefällt, sollte ich meinen Anteil an der Schaffung eines neuen Japan finden, das liebenswerter und liebevoller ist, sowohl gegenüber Menschen inner- und ausserhalb des Landes.

Misslungener Beweis

Diese Hoffnung kann ich haben, denn es ist in mir selbst geschehen. Wie viele andere junge Japaner kämpfte ich um Erfolg in einem sehr wettbewerbsorientierten Erziehungssystem. Was noch schlimmer war: Meine jüngere und einzige Schwester war eine erstrangige Studentin. Sie ist intelligent, künstlerisch und musikalisch begabt. Als Kind fühlte ich mich immer sehr verletzt, wenn unsere Verwandten uns miteinander verglichen.

Also beschloss ich zu beweisen, dass ich nicht minderwertig sei und es an eine erstklassige Universität schaffen werde.

Und wie ich büffelte! Während der ganzen Mittelschulzeit hatte ich keine Zeit für Freunde. Zwei Tage vor meiner Eintrittsprüfung an die Uni war ich in heller Panik, ich rauchte und weinte. Ich wusste, ich würde es nicht schaffen. Ganz unvermittelt schlug meine Mutter vor, ich

er gewiss unterschiedliche Pläne für meine Schwester und mich. Was brachte es also, wenn ich meine ganze Energie verbrauchte, indem ich mich mit ihr verglich? Mir war eine schwere Last abgenommen, und ich war bereit, Gottes Plan für mein Leben zu finden.

Mein erster Auslandsaufenthalt war in Indien. Mein Selbstmitleid verflieg. Indien lehrte mich, an andere zu denken



Japan – unterwegs zwischen Vergangenheit und Zukunft

könnte doch das ersparte Geld für die Uni dazu brauchen, um einige Jahre mit der Moralischen Aufrüstung zu arbeiten. (Zwei meiner Kusinen hatten in Australien an MRA-Studienkursen teilgenommen.)

Selbstmitleid verfliegen

Die Prüfung kam, und ich bestand sie nicht. Mir war sonnenklar, dass ich, anstatt es nochmals zu versuchen, herausfinden sollte, was die MRA eigentlich sei. Ich fuhr nach Tokio; dort las ich in einem MRA-Buch einen Satz, der mich zu einem Wendepunkt im Leben führte. Da stand: «Gott hat einen Plan für jeden und jede.» Ich hatte keinerlei religiöse Erziehung genossen. Aber wenn es einen Gott gab, sagte ich mir, und er einen besonderen Plan für mein Leben hatte, dann hatte

und Freude nicht im Glänzen, sondern im Dienen zu finden. Ich schrieb meiner Schwester einen langen Brief und bat sie, mir zu verzeihen, dass ich mich ihr gegenüber verschlossen hatte. Einige Tage später rief sie mich an. Seither sind wir gute Freundinnen. Sie ist jetzt Lehrerin, und ich bin stolz auf sie. Ich bin inzwischen Dolmetscherin geworden und lerne durch meine Arbeit interessante Orte und Menschen kennen. Und statt wenige Freunde zu haben, bin ich nun in Verbindung mit 250 Leuten aus 30 Ländern.

Zwar bin ich immer noch unterwegs, was das Finden von Gottes Plan für mein Leben anbelangt, aber ich fühle, dass ich geführt worden bin und dass mein Leben deutlich anders ist. Vielleicht kann dies auch für mein Land so sein.

Chie Takahashi

Fünf Frauen wagen



«Wo bestehen Lücken im kirchlich-sozialen Netz?» Eine Antwort auf diese Frage gibt ein Haus, in dem fünf Mitglieder zweier religiöser Frauengemeinschaften – des Ordens der St.-Anna-Schwwestern und der Spitalschwwestern in Luzern – seit dem Frühjahr 1994 wohnen. Im November 1994 wurde die «Herberge von Frauen für Frauen» eröffnet. «Unsere Herberge trägt den Namen *Hagar*», erklärt eine der Schwestern, «den Namen jener Frau also, die von Abraham in die Wüste verstossen und von einem Engel zurückgeholt wird. Daraufhin nennt Hagar Gott «El Roi»: «Gott, der nach mir schaut» (Genesis 16,13). Dieser Name ist uns Programm: Frauen und Kindern «in der Wüste» Engelsdienst zu leisten.»

Es war also die Rückbesinnung auf ihr Ursprungscharisma, welche die beiden Ordensgemeinschaften bewegte, sich mit der konkreten gesellschaftlichen Wirklichkeit unserer Zeit auseinanderzusetzen. Dass man seine Zukunftsperspektiven durch Rückbesinnung auf das ursprüngliche Charisma, auf die erste Berufung sucht, mag auf den ersten Blick erstaunen. Genau dies aber half den Schwestern, den Aufbruch in ein neues Aufgabengebiet zu wagen.

Vor allem waren sie sich bewusst, wie schwierig es für Frauen in Notsituationen ist, einen Ort zu finden, wo sie sich neu und ganzheitlich orientieren können. So entstand das Projekt.

Auf der Suche nach Realisierungsmöglichkeiten hatten sich bereits im

Herbst 1992 Mitglieder der beiden Gemeinschaften zusammengefunden und als Kerngruppe gemeinsam auf den Weg gemacht. Darauf entstand eine Vereinbarung, zu der noch eine weitere Schwesterngemeinschaft stiess, welche unter sehr günstigen Bedingungen ein ideales Haus zur Verfügung stellen konnte.

Offenheit und Diskretion

Im Leitbild des *Hauses Hagar* ist zu lesen: «Als Kerngruppe leben wir mit Frauen und Kindern in geschwisterlich offener Gemeinschaft. Die Art und Weise, wie wir miteinander umgehen, soll das Haus Hagar zu einem Ort der Sicherheit, Geborgenheit und Solidarität machen. ... Als von Gott erschaffene, gewollte und geliebte Menschen haben wir alle die

gleiche Würde und darum das Recht, respektiert, geachtet und gleichwertig behandelt zu werden. Auf Gemeinschaft angewiesen, finden wir Sinn und Erfüllung, wenn wir andern begegnen und mit ihnen austauschen können.»

«Würde geschieht im Schauen und Anschauenlassen», ergänzt eine der Schwestern beim Gespräch im einfachen, gemütlichen Wohnzimmer im Schwesternstockwerk des Hauses. Dies erfordere sehr viel Feingefühligkeit, Offenheit und Diskretion. Die täglichen Zeiten der gemeinsamen Andacht, mit jeweils einem Impuls aus den Evangelien und einer halben Stunde stiller Meditation, finden in einem schlichten, eigens dafür eingerichteten Raum statt. Diese Zeiten geben den Schwestern Kraft für ihre Arbeit: die Begleitung der Frauen und Kinder. Auch den Frauen steht die feierliche Morgenandacht offen. «Bei Jesus wird deutlich, wie Gott leidenschaftlich daran interessiert ist, dass alle Menschen zu einem «Leben in Fülle» (Jh. 10,10) finden. Das verpflichtet uns, für die Anliegen der Menschen aufmerksam zu sein und gegenüber Unrecht, Unterdrückung und Machtmissbrauch an Einzelnen und Menschengruppen nicht zu schweigen.»

Zurzeit wohnen 7 Frauen mit 6 Kindern im Haus Hagar. Diese Zahl entspricht der obersten Grenze der räum-

den Aufbruch

lichen Kapazität und auch der Zumutbarkeit in bezug auf die Begleitung.

Im Jahr 1995 haben 34 Frauen mit 23 Kindern für kürzere oder längere Zeit hier ein provisorisches Zuhause gefunden. 16 der Frauen kamen aus der Schweiz, 6 aus Ex-Jugoslawien, zwei aus den Philippinen und je eine aus Deutschland, Italien, der Türkei, Algerien, Thailand, Vietnam, Indien, Sri Lanka, Zaire. Einige von ihnen sind mit Schweizern verheiratet.

Eine Schwester erklärt: «Die Frauen haben während Tagen, Wochen oder Monaten mit uns hier gewohnt. Bei den meisten sind es Unterdrückung, Bedrohung, Streit, teilweise auch Körperverletzungen, die sie zu uns geführt haben. Einzelne Frauen kommen auch nach einem Spital- oder Psychiatrieaufenthalt oder Drogenentziehungsprogramm, um den Weg zurück in die Gesellschaft schrittweise einzuüben. Neun haben eine neue eigene Wohnung bezogen, acht sind zum Partner zurückgekehrt, fünf an ein unbekanntes Domizil weitergereist, drei in ähnliche Institutionen übergetreten und drei in ein Spital oder in die Psychiatrie.»

Vielen konnten die Schwestern einen neuen Arbeitsplatz, ein neues Lebensumfeld finden helfen. Gerade auch in den unzähligen Verhandlungen mit Behörden, beim Ausfüllen der Formulare und Papiere können die Schwestern beratend wirken. Seit Januar 1996 ist eine neue Mitarbeiterin zu den fünf Schwestern gestossen.

Eine gute Idee – aber...

Die Schwestern lernen auch immer wieder, dass Frauen, die aus so schwierigen Verhältnissen, einer oft beinahe unerträglich harten Wirklichkeit kommen, ganz spezifische Bedürfnisse haben. «Es schien uns eine freundliche und normale Idee zu sein, eine Gartenparty für die «Ehemaligen» zu organisieren. Das schwache Echo liess uns genauer nachforschen, und wir merkten, dass für diese Frauen der Aufenthalt bei uns, möge er noch so gut organisiert und hilfreich gewesen sein, einer leidvollen, schwierigen Phase in ihrem Leben entspricht, an die sie lieber nicht mehr zurückdenken. So erhalten wir zwar Briefe von einzelnen; aber in das Haus zurückkommen, mit ehemaligen Leidensgenossinnen sprechen usw. ist kein Bedürfnis. Viele möchten lieber gar nicht mehr daran erinnert werden.

Die Kerngruppe

Immer wieder machen wir die Erfahrung, wie gut es ist, als eine Gruppe in dieser Aufgabe zu stehen und austauschen zu können, was uns beschäftigt und bewegt. An unserem «freien Tag», dem Montag, nehmen wir uns dafür absichtlich viel Zeit. Am Morgen werden die Situation im Haus und Anliegen einzelner Frauen besprochen. Mittags und abends kochen wir uns etwas «Gesundes» oder «Besonderes», am Abend spielen wir ein gemeinsames Spiel. Manches kommt auch in der Stille, der täglichen gemeinsamen Meditation vor Gott, zur Sprache.



Emblem des Hauses Hagar

Das gemeinsame Leben im Haus

Für das Praktische wird jede Woche mit den Frauen ein Plan erstellt. Einzige Voraussetzung für die Aufnahme ins Haus Hagar ist ja die Bereitschaft, sich in das Leben der Wohngemeinschaft einzufügen und anfallende Arbeiten mitzutragen. Auch das Kochen übernehmen sie zum Teil. Am «freien Montag» zeigen wir von der Kerngruppe uns wenn möglich gar nicht im oberen und unteren Stock.»

Begabung und Lebensunterhalt

Die Schwestern gehen alle einer Teilzeitarbeit nach: Nachtwache, Sozialarbeit, Unterrichten und so weiter. «Wir tun es, um unsere Versicherungs- und Krankenkassenprämien zu bezahlen, aber es hilft uns auch, wenn wir nicht den ganzen Tag nahe aufeinander und in der Wohngemeinschaft mit den Frauen und ihren Kindern sind. Man wird mit anderen Fragen, anderen Realitäten konfrontiert, und das

ist gut.» Die Schwestern sagen dies mit Überzeugung; aber auf die Frage, ob dann aus den 50% hier und 50% dort nicht plötzlich zweimal 90% würden, bestätigen das Erröten und verlegene Lachen – so zumindest deute ich es – meinen Verdacht.

Bis jede der fünf gefunden habe, welches ihr Arbeitsgebiet sein sollte, welche Zusatzausbildung oder Fortbildung sie eventuell noch brauche, seien viele Stunden gemeinsamen Gesprächs, des Kennenlernens innerhalb der Kerngruppe notwendig gewesen. Man habe sich die nötige Zeit genommen, ausgiebig über Begabung, Freude, Hintergrund und Vorliebe zu sprechen, und zum Schluss habe das Ganze recht unproblematisch zusammengepasst. Ähnlich sei es für das tägliche Zusammenleben der fünf. Natürlich gebe es manchmal Reibereien, aber wenn man bedenke, mit welchen Problemen die Frauen und Kinder früher konfrontiert gewesen seien und es zum Teil heute noch seien, relativieren sich die eigenen Probleme am Ernst dieser Lebensrealität.

«Wir finden unsere Orientierung an der Aufgabe. Wenn das Ziel unsere Lebensgemeinschaft an und für sich wäre, könnte ich mir vorstellen, dass es schwieriger würde. Was wir als gemeinsame Aufgabe haben, das ist schön», meint eine der fünf nachdenklich. «Und die Arbeit ausserhalb verhindert eine Fixierung auf das Haus.»

Wie bezahlen sie das alles?

Die Finanzierung des ganzen Projektes wird gewährleistet durch die Anwesenheit und Arbeit der Schwestern, weiter durch Pensionsgelder der Frauen (die meisten von ihnen erhalten Unterstützung von der Bürgergemeinde oder einem Sozialamt) sowie durch Beiträge aus Gönnerkreisen und die Unterstützung durch die Schwesternergemeinschaften. Die fünf «Gastgeberinnen der Herberge» hoffen, dass in Zukunft auch vermehrt andere freiwillig Mitarbeitende dazustossen werden. Kürzlich meldete sich, kurz nachdem eine der Schwestern einen anspruchsvollen andern Wirkungskreis übernehmen und daher ihre Präsenz im Haus Hagar beschränken musste, eine Hausfrau und Mutter mit Erfahrung als Entwicklungshelferin, die zur Zeit eine berufsbegleitende Ausbildung für Psychologie absolviert. Nun arbeitet sie seit letztem November an zwei Tagen in der Woche in der Herberge von Frauen für

Aufbruch, Fortsetzung

Frauen mit und scheint den Einsatz, wenn man sie erzählen hört, zu schätzen.

«Mit Frauen und Kindern unter einem Dach leben, an Freud und Leid, Hoffnung und Enttäuschung Anteil nehmen, Da-Sein und immer neu dem Leben zum Leben verhelfen», so beschreiben die fünf ihre Arbeit in einem Bericht. Beim Verlassen des Hauses nach unserem Interview sind wir ermuntert und angeregt durch den Mut dieser Frauen, etwas Neues auszudenken, zu formulieren, zu realisieren und weiterzutragen. Wir sind auch gespannt, wie sich das gemeinsame Abenteuer und der Lebensweg jeder einzelnen weiter entwickeln wird.

Marianne Spreng

Für Ihre Agenda

ZUR ERINNERUNG: Im Sommer 1996 ist das Konferenzzentrum in Caux durchgehend für eine Weltkonferenz geöffnet vom Samstag, 29. Juni, bis Sonntag, 25. August 1996 (siehe Themen und Daten der verschiedenen Konferenzabschnitte in der «Caux-Information» vom November/Dezember 1995)

NEU:

Samstag, 29. Juni: 17.00 Uhr: Eröffnung der CAUX EXPO, einer ständigen Ausstellung über das ehemalige Caux-Palace-Hotel und die Ausstrahlung des Konferenzzentrums seit 1946.

Sonntag, 30. Juni: 10.15 Uhr: *Auf Einladung der reformierten Kirchgemeinde von Montreux:* Ökumenischer Dankgottesdienst zum Jubiläum in der Pfarrkirche St-Vincent, Montreux-Planches.
Anschliessend Einladung für alle Gottesdienstteilnehmer zum Mittagessen in Caux.

17.00 Uhr: Im Rahmen der Festvorträge: Philippe Mottu, einer der Gründer, spricht über «Die Wunden der Vergangenheit heilen, die Zukunft gestalten, oder: Wie das Zentrum von Caux geboren wurde – ein Augenzeugenbericht.»

Dienstag, 2. Juli: 16.00 Uhr: (Empfang ab 14.00 Uhr) Offizielle Feier des fünfzigsten Jahrestages in Anwesenheit von Vertretern von Bund, Kantonen und Gemeinden, der Kirchen, des diplomatischen Corps und internationaler Organisationen, der Medien und der Freunde von Caux.
(Zeitänderungen vorbehalten)

Für weitere Informationen, Unterlagen und Anmeldung steht Ihnen das Konferenzsekretariat, CH-1824 Caux, gerne zur Verfügung.

Zutreffendes durchkreuzen - Marquer ce qui convient Porre una crocetta secondo il caso		Gestorben Décédé Decesso
Adresse ungenügend insuffisante Indirizzo in- sufficiente		Annahme verweigert Refusé Respinto
Abgereist Parti Partito	Unbekannt Inconnu Scono- sciuto	

5-7/96

CAUX
Information